

# Die Heimat

Monatschrift für das deutsche Haus. // Blätter zur Vertiefung des Heimatgefühls.  
Gleichzeitig Verbandsblatt der Arbeitsstelle der Bezirksbildungsausschüsse u. Büchereiräte Schlesiens.  
Herausgegeben von der fachwissenschaftlichen Arbeitsstelle des deutschen schlesf. Landeslehrervereines.  
Geleitet von Bruno Hanns Wittek.

4. Jahrgang.

Troppau, im April 1926.

Nummer 4.

## Vom Troppauer Schöppenstuhl.

Wohl die wenigsten unserer Stadtväter haben eine kleine Vorstellung von der Machtfülle und Autorität, deren sich einst „die Ehrenvesten, ehrsamten und wohlweisen“ Bürgermeister und Ratmannen der königlichen Stadt Troppau erfreuten, solange dieselbe unmittelbar unter den Beherrschern von Böhmen stand.

Auf Grund des alten Magdeburgischen Rechtes, mit dem Troppau wahrscheinlich schon seit seiner Gründung bewidmet war, genießte das Stadtre Regiment im Laufe der Zeit zu einer weitgehenden Autonomie. Die politische Selbständigkeit des Bürgers ward im 17. Jahrhunderte zum großen Teil ein Opfer der allorts mächtig emporstrebenden Staatsgewalt; doch das freie Gericht, d. h. die Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit blieb den größeren Kommunen ohne wesentliche Schwächung bis in die Zeit Kaiser Josefs II.

Vier Bürgermeister, welche in älterer Zeit monatlich, seit 1595 aber vierteljährig im Amte wechselten, besorgten mit einem Kollegium von 11 Ratmannen die politische Verwaltung des Gemeindefensens. Die bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit wurde in erster Linie von dem Stadtgerichte ausgeübt, das aus dem Vogt als Vorsitzenden und 7 Schöppen bestand. Vogt und Schöppen führten die Untersuchung und fanden das Urteil unter der Kontrolle und Verantwortlichkeit des Rates, von dem sie jährlich bestellt wurden. In außerordentlichen Fällen konnten Bürgermeister, Ratmannen und Schöppen zum „vollen Schöppenstuhl“ zusammentreten und als einheitliches Richterkollegium das Urteil sprechen. Ueber geringfügige Injurien und andere Bagatellfachen entschied der Vogt entweder allein oder unter Zuziehung mehrerer Schöppen.

Das Stadtgericht hatte den Verbrecher zu examinieren und das Inquisitionsprotokoll dem Rate vorzulegen. Der Rat forderte sodann das Gericht entweder zur Urteilschöpfung auf, oder er erließ, wenn die Sache nicht spruchreif war, Weisungen behufs weiterer Untersuchung, Anwendung der Tortur usw. Nur der vom Rate genehmigte Schöppenspruch galt als rechtskräftig. Dem Rate stand auch zu, die gerichtlich zuerkannte Strafe zu verschärfen oder zu mildern.

Die Troppauer Schöppen saßen nicht allein über die im Stadtgebiete ergriffenen Verbrecher zu Gerichte, sondern auch über jene, die ihnen vom Landrechte oder von Dominien abgetreten wurden. Häufig fungierte der Troppauer Schöppenstuhl auch als belehrender Oberhof für Dominial- und Stadtgerichte des Fürstentums, indem er denselben über ihr Erfuchen Informaturteile auf Grund der eingeschickten Untersuchungsakten oder Auskunft in allerlei Rechtsfragen erteilte.

Das Gerichtsprotokoll für die Jahre 1643—1670 verzeichnet 93 Kriminalfälle. 38 betreffen Raub und Diebstahl, 17 Mord und Totschlag, 16 Spionage (im Jahre 1663), 11 Unzucht, 3 Ehebruch, 2 Zauberei, 2 das Entweichen von Untertanen und 1 Aberglauben.

Von 99 Inquisiten der obgenannten 28-jährigen Periode wurden 72 verurteilt und zwar 28 zum Tode, 44 zu andern Strafen (Schleifen, Staupenschläge, Stadt- und Landesverweisung). Räuber und Diebe verfielen regelmäßig dem Galgen.

Die Hinrichtungen durch den Strang geschahen meist am Sonnabend, dem Tage des Wochenmarktes, damit das abschreckende Exempel vor einem möglichst großen Publikum statuiert werde. Da der Troppauer

Scharfrichter außer der Vollziehung peinlicher Strafen noch andere Geschäfte zu besorgen und neben dem eigenen Stadtgerichte auch die übrigen Halsgerichte des Fürstentums zu bedienen hatte, so war er selten ohne Beschäftigung. Durch ein volles Jahrhundert wurde das Henkeramt in Troppau von der Familie Winkler versehen.

Die Winkler waren sehr wohlhabend und ihre Töchter daher viel umworbene Bäume; Scharfrichter und Stockmeister aus Neisse, Kosel, Olmütz, Kremfier, Krems usw. führten dieselben heim.

Nur spärliche Ueberreste von Grundmauern an dem Südbhänge des Galgenberges, unmittelbar an der Gräzer Straße, bezeichnen die Stelle, wo bis 1899 das aus einem massiv gebauten Vierecke bestehende Hochgericht gestanden hat. (Nach Professor Josef Zukal.)



## Die Preußen in Jägerndorf 1866.

Man kann nicht behaupten, daß sie damals in dem noch rein deutschen Jägerndorf als gern gesehene Gäste erwartet worden wären. Die durch die preußischen Zündnadelgewehre für Oesterreich verlorene Schlacht von Königgrätz hatte den österreichischen Patriotismus unter den Deutschen diesseits der Grenze auf's neue entflammt, und der 1. April 1779 schien noch nicht ganz in Vergessenheit gekommen zu sein; wenigstens hörte ich als siebenjähriger Knabe die biederen Bürger allenthalben auf die Preußen schimpfen. Besonders schlecht kam Bismarck weg, den die Wiener Witzblätter in ohnmächtiger Wut verhöhnzten und des öfteren als Popanz mit drei langen Haaren auf dem Glazkopfe abbildeten.

Als die Stunde der unausbleiblichen Besetzung immer näher heranrückte, bemächtigte sich weiterer Bevölkerungskreise der wehrlosen Stadt eine gewisse Bangigkeit. Man fürchtete zwar nicht für sein Leben, wohl aber für sein Hab und Gut. Zu der Wohnung meiner Eltern im ersten Stock eines Hauses der „Hohen Seite“ gehörte auf der halben Bodenschiele eine ziemlich große Kammer. Sie war gleich unserem Wohnzimmer eingewölbt und hatte nur ein kleines Fenster gegen den Hof und das Mühlgläßchen, neben dem, wie dies bei allen der Hinterseite der Fall war, von alter Zeit her rostige eiserne Läden hingen.

In diese Kammer wurde das Wertvollste der für das tägliche Leben entbehrli-

chen Habe der fünf im Hause wohnenden Familien gebracht und die Tür vermauert. Die feuchten Flecken im frischen Mauerwerk blähten wohl jedem Fremden bei einigem Argwohn das Versteck sofort verraten; aber die zwei Soldaten, die nachher in dem schmalen der Diele abgewonnenen Zimmer des Haus Herrn zu ebener Erde einquartiert wurden, kamen niemals die Stiegen herauf.

Allen, die ein Gleiches getan, mög' wohl bald das Törichte der übertriebenen Furcht und Sorge eingeleuchtet haben; denn die Maneszucht der Preußen war musterhaft. Zudem bestand die Besatzung meines Erinnerens durchwegs aus den älteren Jahrgängen der neu eingeführten Landwehr, Familienvätern, denen der Krieg wohl keineswegs willkommene Unterbrechung ihres ruhigen Lebens in der friedlichen Heimat gebracht.

Bei uns Buben mischte sich eine gewisse Scheu vor den gefürchteten Feinden mit Neugier und Vorwitz. Wir rannten darum in Erwartung der Dinge Tag für Tag durch das offene Obertor und über die Wallgrabenbrücke auf den Fahrweg gegen Peterwitz hinaus, oft bis in die Nähe des ehemaligen Mauthauses beim Mohlahofe, um zu sehen, ob die Preußen nicht bald einmarschieren würden und deren Ankunft zuhause verkünden zu können. Und siehe da, eines schönen Sommertages hörten wir Trommelschlag, abwechselnd von der Ferne auch das Gequieke der Querpfeife der Militärmusik und sahen bald darauf einen Trupp Soldaten gegen die Stadt heranzumarschieren. Wir schlugen die nackten Beine in den Hintern und machten uns aus dem Staube.

Die Preußen waren da und bezogen bald die Polizei-Hauptwache auf der Platzseite des alten Rathhauses; die übrigen sammelten sich vorläufig auf dem Niederring. Wir sahen den Bürgermeister Larisch samt einigen Herrn vom Rat mit den Offizieren verhandeln. Dies dauerte nur kurze Zeit. Der Einmarsch der Besatzung war wohl vorher durch Quartiermacher angemeldet worden; darum machte die Unterbringung von Offizieren und Mannschaft keine besonderen Schwierigkeiten mehr, so daß sich die Truppe in ihrer Mehrzahl bald auflösen und in ihre Quartiere zerstreuen konnte. Auch für die Verköstigung war schon vorgesorgt. Soweit mir erinnerlich, führte die Aufsicht hierüber namens des Rates der Stadt der Strumpfwirker Klement, der ein Bürgerhaus auf dem Oberring besaß. Für die Mannschaft hatte man eine gemeinsame Küche im Farbhaufe der Tuchmacherzunft in der Nähe des Bürgerspitals eingerichtet, woselbst wohl

in Kesseln gekocht wurde, um der Menge der zu Versorgenden besser genügen zu können. All's scheint zu beiderseitiger Zufriedenheit geklappt zu haben und so legte sich auch bald jede Aufregung innerhalb der Bürgerschaft. Da auch die Verständigung der Unterstandsgeber mit den Einquartierten keinerlei Schwierigkeiten bereitete, gewöhnte man sich bald an deren Anwesenheit und nahm etwaige Unbequemlichkeiten und Mühsale gleichmütig in den Kauf.

Der Jugend wurde das Ungewohnte im Straßenleben bald zum Feste. Besonders der Tagrebell (so verdeutschten wir uns das französische Wort) oder der Zapfenstreich erregte unsern Beifall und wir versäumten nicht, uns hinten anzuschließen, wenn der kleine Trupp Soldaten unter abwechselndem Trommelschlag und Trompetensignalen, die uns bald so bekannt waren, daß wir beides nachmachen konnten, abends von der Wachtube auszog, durch die Höhe Seite zum Obertor marschierte und von da aus über den Kirchenplatz und den Oberring zum Rathaus zurückkehrte. Mit dem Zapfenstreich war nicht nur für die Besatzungstruppe sondern auch für Alt und Jung aus der Bürgerschaft das Zeichen gegeben, sich zur Nachtruhe vorzubereiten.

Der 1866 er Krieg brachte neben blutigen Opfern zum Schlusse auch noch die Cholera. Von wo und wie sie nach Sägersdorf gekommen, wurde schwerlich ermittelt; jedenfalls hat sie sich aber erst nach dem Abzug der Preußen so ausgebreitet, daß wir Kinder öfters zwei bis drei Särge in einem Leickenzuge durch die Stadt zum Friedhof tragen sahen. Wir aßen Knoblauch, weil angeblich die Juden damit die Seuche von sich fernhielten, und der Vater räucherete unser großes Wohnzimmer, das zugleich als Schlafstube dienen mußte, von der Röhre des großen Bauernofens aus öfters mit Wacholderbeeren oder Räucherkerzchen gründlich aus.

Ich ging Ende 1866 schon das zweite Jahr zur Schule. Da kam nun jedesmal, wenn die Cholera wieder aufflackerte, der Herr Lehrer der 1. Klasse — Bartsch — in der Pause in unser Schulzimmer herein, um uns im Auftrage des Herrn Direktors — Streck — vor dem Verzehren noch nicht genügend reifen Obstes zu warnen. Ob wir der Warnung Gehör geschenkt oder nicht, ist mir nicht mehr erinnerlich; doch das weiß ich noch, daß uns der einfallende Winter (sie waren in jener Zeit recht streng) von der Seuche vollends befreite.

Helene Redlich:

## Der Zweikampf.

Aus der Halbmonatschrift „Wir Schlesier“  
(Verlag L. Seege-Schweidnitz.)

In einem schlesischen Städtchen saßen in der Wirtsstube in später Abendstunde zwei Männer und zechten wacker. Wohlbewehrte Rittersleute waren beide, denn es war in den alten, längsivergangenen Zeiten, da der Adel in seinen starken Burgen hauste.

Die beiden Trinker waren von sehr verschiedener Art. Der eine war alt und graubärtig, sein Wesen und seine Kleidung machten einen Heruntergekommenen Eindruck. Der andere war ein stattlicher Junker, der noch im Lenz des Lebens stand.

Die anderen Zechgenossen, Patriziersöhne aus der Stadt, die zuvor mit den ritterlichen Herren zusammengesseßen hatten, waren längst heimgegangen. Die wüste Unmäßigkeit des alten Zechers und sein wildes Würfelspiel mochten sie auf die Dauer nicht ertragen. Junker Jürgen aber hielt aus, wie er schon so manchen Abend ausgehalten hatte. Er wollte zeigen, daß er aus festem Holze geschnitzt war.

Als sie allein geblieben waren, lachte der Alte dröhnend auf.

„Da seht Ihr's, Junker Jürgen! Diese bürgerlichen Herrchen! Bilden sich ein, sich uns gleichstellen zu können! Darin ist keine Kraft und kein Saft. Da sind wir doch andere Kerle!“

„Ja, Ritter Kunibert! — Wirt, wo steckt Ihr? Die Kanne ist leer!“

Anstatt des Wirtes kam auf den lauten Ruf die Magd in die Stube und setzte den Herren eine Kanne Wein auf den Tisch. Dann wollte sie wieder gehen, Herr Kunibert hielt sie jedoch am Schürzenbände fest.

„Bleib bei mir, blonde Kathrein! Du weißt doch, daß Du mir wohlgefällt!“ Er versuchte sie an sich zu ziehen.

„Laßt mich, Herr Ritter!“ bat die junge Magd erschrocken. „In der Küche wartet Arbeit auf mich.“

Der Ritter ließ in seinem trunkenen Uebermute nicht nach. „Du bist so schön wie irgend ein Fräulein! Bleib hier und gönne mir einen Kuß!“

Der Junker hatte dem Treiben stumm zugegesehen. Nun wallte sein vom Weine erhitztes Blut empor.

„Herr Ritter, das steht Euch wahrlich schlecht zu Gesichte! Das Mägdlein ist schön, da habt Ihr nicht zu viel gesagt. Glaubt

Ich: aber, daß so ein junges Gesicht gut zu Eurem alten, welken steht? Mir gefällt der Anblick schlecht!"

"Was kümmert's Euch, Junker? Nun will ich erst recht den Kuß haben!"

Er hätte sein Vorhaben durchgesetzt, wenn der Junker nicht hitzig dazwischen gefahren wäre. Er riß die Hände des Ritters von dem Mädchen los.

"So, Kathrein! Nun schau einmal mich an! Wenn schon geküßt werden soll, dann bin ich der Mann dazu. Meinst Du nicht, holde Kathrein?"

Kathrein war anderer Meinung. Sie versuchte, ihre Hände aus denen des Junkers zu befreien, was ihr auch gelang, denn sein Griff war etwas unsicher und die Magd hatte kräftige Arme. Sie eilte hinaus, heilfrohl, den berauschten Herren entronnen zu sein.

Diese, vom Anblick des schönen Kindes ebenso erhitzt wie vom Weine, gerieten nun miteinander in heftigen Streit.

"Das sollt Ihr mir büßen, Junker!" schrie Kunibert. „Habt Ihr keine Achtung vor meinen grauen Haaren?"

"Grau und blond stimmt eben nicht zusammen," lachte Sürgen, „ich darf nicht dulden, daß Ihr Euch hier lächerlich macht!"

"Wer macht sich lächerlich? Ist Euch Kathrein nicht entschlüpft? Wenn ich Euch zu alt scheine, dann kommt Ihr mir allzu jung vor zu solchen Streichen!"

So ging es weiter, bis Becher und Würfel auf dem Boden lagen und die ergrimmtten Ritter zu den Schwertern griffen, um den Handel in Ehren auszutragen.

Beid standen sie, zum Zweikampfe bereit, einander gegenüber.

Als die Schwerter aneinander klirrten und es so recht losgehen sollte, taumelte Herr Kunibert, das Schwert fiel ihm aus der Hand und er schlug dröhnend auf die Diele hin.

Sürgen eilte zu dem Gestürzten. Der lag da wie ein Toter.

Der Wirt, von dem Lärm erschreckt, kam herbei.

"Was ist geschehen?"

"Er fiel hin, als hätte eine unsichtbare Hand ihn getroffen," sagte Sürgen, „ich weiß nicht, was ihm zugestoßen ist."

"Das ist nicht schwer zu raten, Herr Junker! Einen Herrn, der täglich so viel trinkt, wie der edle Ritter Kunibert, faßt früher oder später einmal die unsichtbare Hand. — Ist es Euch gefällig, mit anzufassen? Wir tragen ihn in die Kammer, die er bei mir inne hat. Vielleicht erholt er sich noch."

Sie trugen den alten Ritter die enge Stiege hinauf und betteten ihn in der kleinen Kammer auf seine Lagerstatt. Der Wirt schickte nach dem Bader, der war aber über Land gegangen.

"So muß es bleiben bis morgen früh," tröstete der Wirt sich selbst und den erschrockenen Junker, „viel helfen wird er nicht können."

"Ich bleibe die Nacht über hier." Der Junker setzte sich ans Lager.

"Schon recht, Herr Junker! 's ist ja wohl Euer Freund. Ich wünsche eine gute Nacht!"

Der Wirt ging und nun war es ganz still in der Kammer. Der Junker versiel in tiefes Sinnen.

Die letzten Worte des Wirtes klangen ihm nach. Freund? Schließt man wahre Freundschaften bei Wein und Würfelspiel?

Er empfand nichts als Mitleid für den alten Mann und ein Gefühl des Zusammengehörens. Er durste ihn nicht im Stiche lassen.

Er schloß über dem Sinnen ein, schrak auf und begann wieder einzunicken. Der Ritter lag ganz still, bis der Morgen sachte zu dämmern begann.

Da regte sich Herr Kunibert und blickte erstauut umher. Gleich war auch der Junker wieder wach.

"Was tut Ihr in meiner Kammer, Junker Sürgen?"

"Ich wollte Euch nicht allein lassen. Ihr waret am Abend nicht recht wohl."

"Am Abend?" Der Ritter dachte angestrengt nach. Dann fuhr er mit schwerer Zunge fort: „Hatten wir nicht Streit miteinander?"

"Dessen wollen wir nicht mehr gedenken. Wir sind beide töricht gewesen."

"Mit den Schwertern standen wir uns gegenüber. Das war schön! Wie lange hatte ich kein Schwert geführt. Und dann —?"

"Dann wurde Euch ein wenig übel!"

"Ja, ja. Ein wenig nur, nicht wahr?" Er lachte still in sich hinein.

Der Junker schwieg. Die Antwort auf diese Frage schien ihm ein zweischneidiges Ding zu sein.

Als das Tageslicht stärker geworden war, begann der Ritter wieder: „Junker Sürgen, wir müssen weiter streiten, unser Zweikampf soll ehrlich ausgefochten werden."

"Gewiß, wenn Ihr wieder wohltauf seid. Ich werde mich nicht suchen lassen."

"Nein, gleich muß es sein, später habe ich keine Zeit mehr dazu. Es tut nichts, daß ich nicht auf meinen Füßen stehen kann und

daß mein Arm schwach ist. Wir wollen mit Worten fechten und ich hoffe, daß ich Euch bezwingen werde!"

„Laßt nur, Herr Kunibert! Wir wollen um eine so geringe Sache nicht lange streiten.“

„Das war ein scharfer Hieb, den ich erwidern muß. Was nennt Ihr eine geringe Sache? Daß zwei betrunkene Mannsbilder sich an ein ehrliches Mädchen machen wollen? Die Kathrein ist ein unbescholtenes Kind, vor dem wir uns schämen sollten!“

„Das will ich zugeben. Aber in der Weinlaune —“

Der Alte unterbrach ihn. „Damit wollt Ihr Euch entschuldigen? Ich sehe das anders an.“

„Ihr? Das hätte ich nicht erwartet.“

„In dem grauen Lichte dieses Morgens, der mir gleich einer besonderen Gnade noch einmal aufsteigt, sehe ich klarer als je zuvor in meinem Leben.“

Er schwieg, als wollte er Kräfte sammeln. Der Junker störte ihn nicht.

Dann begann der Kranke von neuem in leidenschaftlicher Hast: „Junker Jürgen, nun gilt es! Ich schwinge mein Schwert noch einmal wider Euch! Wahr! Ihr könnt, Ihr sollt doch den Kürzeren ziehen!“

„Erregt Euch nicht so, Herr Kunibert!“

„Glaubt Ihr im Ernste, mir könne noch etwas schaden oder nützen? Ich weiß es besser. — Hört auf meine Worte und laßt sie Euch zu Herzen gehen! Seht mich an! Ich bin ein Mann, der sein Leben, sein Hab und Gut schändlich vertan hat! Ich besaß eine schöne Burg und habe sie verspielt und vertrunken! Ich war ein starker Mann, nun bin ich vor der Zeit zerbrochen durch mein wildes Leben! Ich hatte Weib und Kind — ach, daß ich auch daran denken muß! Der Gram um mein Geschick hat sie dahingerafft! Ich war ein reicher Mann und bin nun ein Bettler worden! Bitter, daß ich das zu spät erkennen muß!“

Der Junker wollte ihn trösten.

„Laßt das Vergangene! Seht, eines blieb Euch noch, ein Freund —“

„Ihr wollt mir wohlthun und tut mir weh! Bin ich Euer Freund gewesen? Euer Beiderber war ich! Ihr seid heute reich, seid geachtet, wie ich es einst war. Ich aber habe Euch auf einen schlechten Pfad geführt, auf dem Ihr dahin kommen müßt, wo Ihr mich heute seht! So wie Ihr, habe dormalen auch ich begonnen und wollte nicht daran denken, daß das Ende bitter sein könnte. Kehrt um, Junker Jürgen, bevor es zu spät ist! Seht, wohin ich gekommen bin: in dieser dürftigen

Kammer beschließe ich mein Leben, das so stolz begann. So ist mein Ende! Wer wird um mich weinen?“ Er hielt erschöpft inne. Der Junker beugte sich über ihn.

„Laßt erst die Sonne aufgehen, dann bekommt alles wieder ein anderes Gesicht.“

„Nehmt nicht so leicht, was ich Euch sagte! Glaubt mir, daß ich mein ganzes Leben verabscheue, daß ich all mein Tun und Treiben heut, da ich klar sehe, aufs bitterste bereuen muß! Nicht der höchste Lebensgenuß, nicht der wildeste Rausch kann das aufwiegen, was ich heute leide! Könnte ich Euch einen Blick in meine arme Seele gewähren, Ihr würdet Euch mit Grauen abwenden und hinfort andere Wege gehen!“

„Sprecht nicht weiter. Mit blanker Waffe tragt Ihr mich ins Herz! Ihr seid der Sieger! O, Ihr habt Recht, dreimal Recht! Der Rausch verfliegt in meinem Hirn und ich beginne die Klarheit des neuen Morgens zu sehen. Ruht ohne Sorgen aus vom Kampfe, Ihr habt mich heute zum Manne gemacht!“

„Das ist gut! Ach, das ist gut! — Nun meine letzte Bitte an Euch! Besteigt Euer Pferd und reitet davon! Kehrt heim auf Eure Burg und laßt begraben sein, was hinter Euch liegt! Dann hoffe ich, den Frieden zu finden!“

„Ungern lasse ich Euch, Freund —“

„Ihr dürst nicht länger bleiben, sonst kann ich nicht Ruhe noch Frieden finden!“

„So muß ich scheiden. Seht, die liebe Sonne grüßt uns! Dank Euch, Herr Kunibert, lebt wohl! Ich werde Euch nie vergessen, noch die Worte, die Ihr heut gesprochen!“

„Lebt wohl, Jürgen!“

Ein fester Händedruck, dann ging der Junker. Bald saß er auf seinem Pferde und ritt in den hellen Morgen hinaus.



Bruno Hanns Wittek:

## Sissi, die Maus.

Eine Liebesgeschichte.

Der liebe Gott hat alle seine Sterne angezündet und der Mond schwimmt wie eine silberne Ampel in den Wölklein, die so zart duftig sind, als wären es die Schleier von Engelsköpfchen.

Murr, der Kater, schmiegt sich wohligh an die Schiefer, die noch warm sind von der Abendsonne, und späht mit den grünlichen Katzenaugen auf die Straße hinab, wo es schon ganz still geworden ist. Nur beim Nachbarhaus flackert das blaßrote, ärmliche Flämmchen einer Laterne.



Es wird eine wunderschöne Nacht. Murr gähnt und streicht den Schnurrbart — hml vor zwei, drei Jahren, da konnte einem in solch wunderschöner Nacht das Blut rumoren — die Zeiten sind vorüber und es ist nichts übrig geblieben als ein Quentchen Rheumatismus in der linken Pfote und ein gutteil Langweile dazu. Murr kneift die Augen ein bis auf einen winzigen Spalt und der Sperling in der Dachrinne duckt sich erschreckt und zitternd in sein unordentliches Nest. Wie zwei grünliche, fadendünne Phosphorfünkchen sind Murrs Augen geworden. Und der Spaz erzählt seiner Frau, die sich ohnehin zutode ängstigt, allerhand Gespenstergeschichten.

„Düdeldüttütüh, düdeldüttütüh!“ Das ist der Wachtelkönig der Grünzeugfrau, der seit zwei Jahren hinter den Stäben sitzt und bei Tag keinen Ton von sich gibt. Nur in der Nacht ruft er bisweilen und dann immer so fehsüchtig. Mag dabei wohl von seinem hohen Kornfeld träumen und wie der Wind die vollen Aehren leise aneinanderklirren läßt.

„Düdeldüttütüh, düdeldüttütüh!“ Murr grinst verächtlich. Dieser Trottel von Wachtelkönig! Kennt sich das Gesang? Murr konnte das einmal besser! Da war da so ein kleines süßes Liebeslied und wenn man es sang, krabbelte es im Blute so eigen, die Krallen wurden scharf wie Nadeln und über das Raterherz kam ein süßer, seliger Rausch. Murr weiß noch den Text und surrt die Melodie, so gut und so schlecht sie ihm noch in Erinnerung ist:

Auf Nachbars Dach — ein Käglein weiß,  
Mit dem will ich küssen und kosen,  
Sind erst die Schiefer vom Sonnengold heiß,  
Sind erst die Gärten voll Rosen.

Auf Nachbars Dach — ein Käglein klein,  
Gehst mir durch liebliche Träume,  
Sind erst die Dächer voll Mondenschein,  
Sind erst voll Blüten die Bäume.

Murr erschrickt. Kommt diese klägliche, winselnde Stimme aus seiner eigenen Kehle? Oder hat er früher auch nicht schöner gesungen? — Und doch — es mag wohl anders gewesen sein — denn ehe ihm der letzte Ton damals verklungen, kam von Nachbars Dach auch schon ein leises, ach so herzallerliebstes Knurren und Schnurren:

Mein Liebster hat pechschwarzes Haar  
Und Augen wie zwei Kohlen —  
Weh, daß sich ihr demant'ner Glanz  
Tief in mein Herz gestohlen!

Sag' Liebster, willst du mich zur Frau,  
Bin Jungfräulein geblieben,  
Dann singen bald miau, miau,  
Der Käglein sechs und sieben!

Sie hatte recht behalten mit ihrer Prophezeiung die kleine, weiße Kage von Nachbars Dach. Im ersten Kindbett waren es sechs im zweiten sieben, nach Adam Riese in summa dreizehn. Murr war abergläubisch und hatte das letzte gefressen. Happ — war es unten — wie ein Stücklein Wursthaut. Diese Herzlosigkeit hatte ihn mit seiner Liebsten auseinander gebracht. Dummes Zeug — dergleichen sollte ein alter Rater mit einem Quentchen Rheumatismus und ein gutteil Langweile nicht mehr zurückrufen. Und doch — was hätte der alte Murr darum gegeben würde sich dort, hinter dem großen, vom Wetter zerhackten Schiefer ein weißer Kagenkopf vorschieben mit den rosigen Ohrlein und Auslug halten, nach ein bißchen Liebe!



Murr spitzt die Ohren. Aber es regt sich nichts. Nur die alte Gule vom nahen Kirchturm läßt sich hören:

Schuhu, schuhu,  
Die Türen zu,  
Nun geh auch du  
Zur Ruh', zur Ruh' —  
Schuhu, schuhu! —

Murr beginnt zu frieren. Ein weißes Steinchen, das vor ihm auf dem Schiefer liegt, tastet er vorsichtig mit der Pfote, da kommt es ins Rollen, springt über die Rinne und schlägt unten an die Steine, daß es klingt wie ein silbernes Glöcklein.

Durch die Dachluke späht der Kater in den Bodenraum. Altes Gerümpel liegt dort in Menge, und Dinge, die im Alltag ihrer Bestimmung naheinander so fremd waren, daß sie sich kaum dem Namen nach kannten, pflegten dort artige Gesellschaft.

„Hm!“ Murr streicht den Schnurrbart, reibt sich die Augenlein, spitzt die Ohren und drückt den Katerschädel dicht an die Luke. Ist denn die Welt in dieser mondhellten Nacht verrückt geworden? Wahrhaftig, das Rumpelzeug kann heute reden und gehabt sich, als wäre das nie anders gewesen. Horch!

„Ja,“ sagt das Schaukelpferd des kleinen Pepi und wiehert leise durch die blaßroten Rüstern wie ein wirkliches Pferd — nur daß dieses Wiehern ein bißchen hölzern klingt, „ja — wenn man den ganzen Tag auf dem zugigen Boden das Maul halten muß, lernt man das Philosophieren. Meint Ihr nicht auch, Monsieur Nußknacker?“ „Owi, mon cher, c'est une chose très véritable!“ sagt Freund Nußknacker, wobei er den Mund bis zu den Ohren aufreißt, um ihn gleich wieder zuzuklappen wie eine Schnappfalle. Er

ist sehr stolz, denn der Großvater hat ihn anno 70 aus Frankreich mitgebracht.

Aus der dunkelsten Ecke der Kammer kommt ein leises Wimmern und Stöhnen. Ein Bleisoldat hat dort das Gleichgewicht verloren und ist kopfüber in einen Fußbodenriß gefallen. Ein deutscher Grenadier ist es, dem dieses Mißgeschick geschehen mußte.

Ein kleiner Kerl mit einem Purpurmantel und einem Krönlein aus goldiger Pappe sitzt dicht neben dem Verunglückten und will sich den Bauch halten vor Lachen. Das ist der erste Liebhaber eines Puppentheaters, der nach einer ruhmvollen Laufbahn hier ein armseliges Dasein fristen muß. Und während der Grenadier, den Kopf noch immer in der Spalte, mit den rotbehosten Beinchen zapelte, daß es anzusehen ist, als wäre das Kriegerlein eine rote Fliege, die sich im sonnenzarten Netz einer bösen Spinne versangen, singt das Prinzlein mit hellem Tenor einen Spottvers, den Murr ganz gut verstehen kann:

O mein Herr Grenadier,  
Das kommt vom bayrisch Bier,

Säh's Eure liebe Braut,  
In ihrer Kammer traut,  
Was würd' die sagen?

„Bist Du ein solcher Wicht,  
Mag ich Dich länger nicht,“  
Würd' Eure liebe Braut,  
In ihrer Kammer traut,  
Das würd' sie sagen!

Und die ganze Gesellschaft kicherte schadenstroh. Murr reizten die strampelnden, rotbehosten Beinchen des Soldaten. Leise schnurrend schmiegte er den sehnigen Leib an die

Dachschiefer, drückt den runden Kopf einen Augenblick an die sammetweichen Pfoten, die Pupillen in den Ragenäuglein glitzern läche wie zwei köstliche Brillanten und dann fliegt der geschmeidige Körper, trotz seines Quentchen Rheumatismus mit jähem Schwung miten in die zutode erschrockene Gesellschaft.

Wohlig schnurrend streckt sich Murr auf die Dielen hin, den bunten Grenadier, der vor Schreck wohl für immer die Sprache verloren hat, zwischen den Krallen. Am liebsten möchte der Kater dem Soldaten den bunten Rock ausziehen, doch es will nicht gehen und vergebliche Mühsal ist es auch, Monsieur Nußknacker das riesige Maul mit Takenschlag zu öffnen. Auch das wird langweilig. Süßes Nichtstun ist unter solchen Umständen das Beste.

Durch die Dachluke fällt das Mondlicht auf die schiefrige Diele. Wie fein es der liebe Gott gesponnen hat! Und dann wieder dieses sehnsüchtige „Düddüütüütü, düddüütüütü“ und das dumpfe: „Schuh, Schuh“.

Da — da hoch — trippelt und trappelt es leise, wie wohl ein Sommerregen an die Scheiben klimpert. Aber Murr kennt das besser! Er spürt das seine Schüttern an den Ballen der Pfote . . .

Da sind sie schon — eins, zwei, vier, sieben Mäuslein — husch — und dort wieder zwei, die sich damit vergnügen, in ewigem Wechselfpiel über einen roten Ziegel zu springen. — Murr duckt sich ins Dunkel und schleicht unhörbar dicht an die Gesellschaft. Die hat sich längst zum Reigen geordnet, wie ihn selbst ein bejahrter Kater wie Murr seitens zu sehen bekommt. Zwei Mäusejünglinge machen Konzert:

Eiffi, ihr lieben Leut,  
Eiffi macht Hochzeit heut,  
Schart Euch zum Reihen!  
Links um, mein lieber Schak,  
Rechts um am selben Platz,  
Artig zu zweien!

Tanzt bis der Morgen kommt, —  
Dieweil's Euch allen frommt,  
Eiffi zu ehren!  
Nachher vom Flecke weg  
Gibt's in der Kammer Speck  
Süßen zu zehren!

Es mochte wohl so sein, wie die beiden da musizierten! Wer aber und wo ist Eiffi, die Geseierte? Die Antwort kommt bald:

Eiffi, wie Schnee so weiß,  
Liebt unser König heiß,

Will sie jetzt küren!  
Laß Dich lieb Schätzel sein,  
Laß Dich zum Hochzeitreih'n,  
Königin, führen!

Und wie der Herbstwind das dürre Laub in Reihen durcheinanderwirbelt, daß es klingt und kichert, so drehen sich Mausejunker und -jungfräulein im rasenden Wirbeltanz, daß die grauen Pelzlein in einem nebeligen Kreis verschwimmen und nur Siffis silberglänzendes Fellchen aus dem Wirbel hervorleuchtet, wie eine große Schneeflocke, die der schlimme Sturm in die Dachkammer gewirbelt hat.

Murrs rosenrotes Zünglein neigt blitzschnell die Lippen, wie wohl ein Feinschmecker tut, ehe er nach Sabel und Messer greift. Die weiße dort, die muß er haben! Das Herz schlägt ihm wie ein Hammer, der ganze geschmeidige Katerleib glüht vor Verlangen — ein Sprung! —

In alle Winde zerstoben sind die Hochzeitsleute. Ohnmächtig liegt die weiße Braut unter seinen Pfoten. Murr hat ihr nicht weh tun wollen, aber sie blutet doch dicht hinter dem rostigen Ohrlein. Zärtlich leckt der Kater das Blut vom Fellchen, aber es perlt immer wieder an derselben Stelle wie ein böhmisch Granatsteinlein. Da weiß Murr, es ist keine Rettung. — Ein Zittern läuft durch den silberglänzenden, warmen Mäusekörper. — Eiffi hat Hochzeit gehaltn mit Gevatter Tod. Sie liegt ganz still und Murr dreht sie auf den Rücken. Das winzige Mäulchen ist fein geöffnet und die Mäusezähnen blinken darinnen wie Perlen. — Da nimmt Murr die tote Königsbraut fürsichtig ins Maul und turnt mit seiner lieben Last über die mond hellen Dachschiefer in den Hausgarten hinunter. Noch nie ist ihm so schwere Last geworden! Ist ihm doch, als trüge er da im Mondschein sein eigenes wehes Herz spazieren.

Ganz hinten dicht an der Gartenmauer weiß er ein Loch, dort legt er Eiffi hinein, wälzt mit den Pfoten einen Stein davor, drauf kratzt er einen Grabspruch. Niemand kann den lesen — niemand weiß, was Murr dorten begraben. —

Und warum ich das alles erzähle? Weil da Viele sind, die mit heißer Inbrunst nach ein bißchen Glück suchen und im entscheidenden Augenblick so täppisch nach ihm greifen, daß es ihnen für immer verloren geht. Die da meinen, ein Sonnenstäubchen fangen zu können und in der Hand fortzutragen, für die ist diese Geschichte geschrieben worden.



*Max Doosch: Morgentoilette.*

Alexander v. Gleichen = Rußwurm:

### Dretheit.

Hirn, Hand und Geld,  
des Lebens wahre Mächte,  
sie bau'n das Feld,  
sie graben alle Schächte,  
und die Idee  
entspringt aus ihrer Dretheit  
zu Lust und Wehl  
als tatgebundene Freiheit.

Geld, Hirn und Hand,  
sie schaffen unser Leben.  
Wo eines schwand,  
wird sich ein Nichts ergeben.  
Eins ist erdacht,  
die andern zwei geboren,  
zu gleicher Macht  
vom Schicksal auserkoren.

Hand, Geld und Hirn,  
wer eins davon verachtet,  
steigt nie zum Firn  
und bleibt im Tal umnachtet.  
Doch nur wer steht  
als Wille über ihnen,  
läßt sturummweht  
die Erdenkräfte dienen.



Franz; Sperlich = Saubsdorf:

### Einiges aus dem Leben des Naturarztes Ignaz Weiser.

Die dem Bürgermeister Franz Schrotth  
gehörende Wirtschaft Nr. 23 in Sandhübel  
war in der zweiten Hälfte des 18. Jahr-  
hunderts Eigentum des Naturarztes Ignaz  
Weiser, der durch seine merkwürdigen Kuren  
weit und breit berühmt war und der heute  
noch nicht aus dem Gedächtnisse der Bewoh-  
ner entschwunden ist. Sein Bruder besaß die  
Mühle Nr. 25 und deshalb wurde Weiser ge-  
meinhlich Mühl-Naz genannt. Als einmal  
Friedrich der Große von Preußen erkrankt  
war und die Aerzte ihm nicht zu helfen ver-  
mochten, machte ein Höfling, der von Mühl-  
Naz gehört hatte, den König auf den Mann  
aufmerksam. Der Monarch berief ihn zu sich.  
Weiser war sparsam, ja geizig, und erschien  
auf dem Hofe in äußerst schäbiger Kleidung.  
In dieser ließ man ihn nicht zum Könige und  
steckte ihm in einen angemessenen Anzug. Das  
beleidigte ihn. Als er vor dem Herrscher er-  
schien und von ihm angesprochen wurde, gab

er auf jede Frage, seine Jacke anblickend, nur  
die Antwort: „Jacke, rede!“ Der König hielt  
ihn für verrückt und ließ ihn gehen. Ein  
Hofmann aber erriet den Sinn der Rede und  
schlug vor, den Naturarzt in eigener Kleidung  
vorzulassen, was auch geschah. Der Monarch  
war in kurzer Zeit gesund (angeblich ließ  
ihn Weiser in eine frisch abgezogene Kuh-  
haut einnähen). Mühl-Naz wurde reich be-  
schenkt entlassen. Unter den Geschenken war  
auch eine goldene Dose. Der Reichtum Weisers  
lockte die Räuber an. Eines Nachts wurde er  
in seinem Ausgedinghause, worin er allein  
wohnte, von einer Bande überfallen. Das Ge-  
sinde befand sich im Bauernhause. Der Knecht,  
ein leidenschaftlicher Wilddieb, kam gegen  
Mitternacht nach Hause, bemerkte in Weisers  
Zimnier Licht und sah einen Wagen auf der  
Gasse. Ein Dieb wollte eben über den Zaun  
steigen. Diesen schoß er mit seiner Büchse nie-  
der und eilte in die Mühle um Hilfe. Aber  
die schlaftrunkenen Gesellen waren nicht zu  
erwecken. Erst nach dem Einschlagen des Fen-  
sters wurden sie munter. Mittlerweile hatten  
sich die Räuber mit dem Wagen und der Leiche  
ohne Abschied davon gemacht. Man eilte in  
die Stube und fand den Alten, gebunden, mit  
einem Knebel im Munde auf den Dielen lie-  
gend, mehr tot als lebendig. Er wurde nun  
seiner Fesseln und des Knebels entledigt. Die  
Nachforschungen nach den Räubern blieben er-  
folglos. Erst nach Jahren erfuhr man, daß in  
Reiße ein Schindler abgängig war. Mühl-Naz  
muß ohne Erben gestorben sein, da sein Ver-  
mögen dem Fiskus verfiel. Die Wirtschaft  
kaufte 1803 ein Bauer namens Becke aus  
Saubsdorf. Der Tod Weisers fällt also um  
die Jahrhundertwende. Geburts- und Sterbe-  
daten waren aus den Kirchenbüchern nicht  
zu erfahren.

Von seinen wunderlichen Kuren nur zwei  
Beispiele:

Eines Tages wurde zu ihm ein Mäd-  
chen mit einem verdrehten Kopfe gebracht.  
Kein Arzt hatte es gewagt, die Unglückliche  
zu operieren. Weiser befahl ihr, sich auf den  
Holzplatz zu stellen. Dann ging er mit einem  
erhobenen Holzscheite auf sie los, anscheinend  
um ihr eins zu versetzen. Das zu Tode er-  
schrockene Mädchen will dem Hiebe auswei-  
chen, dreht den Kopf auf die andere Seite  
und ist gerettet.

Eine Mutter fuhr ihren epileptischen  
Knaben auf einem Schubkarren bis vor Wei-  
sers Haus. Er hatte sie durch das Fenster ge-  
sehen, trat hinaus und fragte nach ihrem Be-  
gehren. „Schütte den Knaben in das Wasser!“  
Herrschte er sie barsch an. Die Mutter tat

es nicht. Erst als er in brüllendem Tone seinen Befehl wiederholte, bekam der Patient das unfreiwillige Bad. Der Schrecken soll ihn geheilt haben.

Bezeichnenswert ist, daß Hauptmann Ripper, der Schwiegervater von Vinzenz Priefnitz, sich für Weiser interessierte und Daten aus dessen Leben für ein herauszugebendes Werk von dem Schreiber dieser Zeilen verlangte. Wo und wann das Werk erschienen ist, konnte ich nicht erfahren, weil Ripper bald darauf starb.



Frida Schanz:

### Der Wasserfall.

Breit quillt aus eines roten Felsens Spalte,  
— Wie wohl aus Wunden Blut —  
Zu brausendjähem Abgrundsturz die kalte,  
Geheimnisvolle Flut.

Aus unerschöpflich tiefem dunklem Grunde  
Strömt's Schwall auf Schwall, herauf,  
Als riß der Fels sich eine alte Wunde  
Immer von neuem auf.



H. v. Grünau:

### Sagenumrauschte Waldbäume.

Des Volk hat in seinem schlichten Denken und Fühlen und in seiner großen Liebe für die Natur die meisten Waldbäume mit sinnigen Sagen umkleidet. Doch die heutige Zeit mit ihrem Hasten und Jagen ist schuld, daß diese Sagen allmählich in Vergessenheit geraten. Es soll daher unsere Aufgabe sein, allen Freunden des Waldes die schönen romantischen Sagen, die sich an die Kinder des Waldes knüpfen, in die Erinnerung zurückzurufen.

Der Waldbaum, der am ersten in das Leben des Menschen eintritt, ist wohl die Tanne, das Sinnbild der Beständigkeit und Treue. Sie erscheint den Kindern als kerzenstrahlender Weihnachtsbaum, der mit allerlei buntem Tand und Naschwerk geschmückt ist. Der Tanne Namen kehrt daher auch in Volksgebräuchen und Sagen wiederholt wieder. So in der unterfränkischen Sage von der „schönen Frau“. Ihr begegneten eines Tages vor langen Zeiten drei arme Handwerksburschen, die sie um eine milde Gabe baten. Sie gab ihnen aber kein Geld, wie jene erwartet hatten, sondern brach von einer in der Nähe stehenden Tanne drei Aeste ab und gab jedem

von ihnen einen mit der Mahnung, sie gut aufzubewahren, da es Glückszweige seien. Die Burschen waren über diese sonderbare Gabe nicht wenig enttäuscht und zwei von ihnen warfen bald die Zweige mit der Begründung fort, sie wollten von einer Heze kein Glück — an das sie nicht einmal glaubten — haben. Der dritte verteidigte die freundliche und hübsche Spenderin und sagte, er wolle den Zweig, auch wenn er kein Glückszweig sei, doch der Geberin zu Ehren behalten. Er steckte ihn an seinen Hut, wo er sich in kurzer Zeit während des Weiterwanderns in Gold verwandelte. Als das die beiden andern sahen, liefen sie zurück, um ihre leichtsinnig fortgeworfenen Zweige zu suchen. Aber alle Bemühungen waren erfolglos, die Zweige waren und blieben verschwunden. —

Eine andere Sage erzählt, daß der berühmte Alchimist Paracelsus in Appenzell zu einer Tanne kam, in der der Teufel durch ein winziges Täpfchen eingeschlossen war. Paracelsus gab ihm das Versprechen, ihn aus seiner wenig beneidenswerten Lage zu befreien, wenn er ihm Goldtinktur herbeischaffe. Der Teufel versprach sofort hoch und teuer, seinen Wunsch zu befriedigen. Als er jedoch erlöst war und groß und mächtig vor seinem Befreier stand, tat er so, als ob er von seinem Versprechen nichts wüßte. Paracelsus sann auf Rache. Er fragte den Teufel, wie es möglich sei, daß er bei seiner Größe in einem so kleinen Loch der Tanne Platz finden könne und bezweifle die Möglichkeit. Um es aber zu beweisen, verwandelte sich der Teufel sofort in eine Spinne und kroch in das Loch. Darauf hatte der Alchimist nur gewartet; denn kaum war der Teufel darin verschwunden, als er das Loch sofort wieder verschloß. Der Böse aber steckt heute noch in der Tanne.

---

### Mitteilungen der Schriftleitung.

#### Druckfehler-Berichtigung.

- In Heft Nr. 2, Seite 21, Absatz 2  
soll es richtig heißen statt Pözentel, Polzentel.
- In Heft Nr. 3, Seite 38,  
statt Emil Pohl, Ferdinand Pohl.
- In Heft Nr. 3, Seite 38,  
statt Eichensteine, Siebensteine.
- In Heft Nr. 3, Seite 40,  
statt Möniche Bächne, Möniche Baohne, Bade,  
Bade.

Der in unserm Märzheft veröffentlichte Aufsatz: „Ostern und Osterbräuche“ hat Herrn August Proffsch, Jägerndorf, zum Verfasser.

---

In Schwaben, in der Nähe von Welzheim, wurden in der Pfingstnacht oder am Pfingstmorgen vor jedem Hause, in dem Pferde gehalten wurden, soviel Tannen angepflanzt, als Pferde im Stall standen. Sie wurden heilig gehalten und blieben solange unberührt stehen, bis sie ganz verdorrt waren.

Als Vertreterin des Laubwaldes steht wohl die Eiche als Sinnbild des Mächtigen und Daxernden an erster Stelle. Schon in der nordischen Sage wurde sie heilig gehalten als der dem Donnergott Donar oder Thor geweihte Baum. Aus dem Raufchen ihrer mächtigen Zweige und Blätter glaubte man Orakelsprüche entnehmen zu können, und unter ihrer wuchtigen Krone wurden dem Gotte die Opfer dargebracht. — Auf der Lanzeiche zu Bischofsheim, so erzählt eine deutsche Sage, versammeln sich am Walpurgistage die auf allen andern Eichen hausenden Druiden und Hexen, um hier vergnügt und lustig zu sein. Von einer Eiche auf der Sinzematt weiß die Sage folgendes zu erzählen: Sie hatte die Kraft, nachts weithin zu leuchten. Diese jahrelang beobachtete Eigentümlichkeit hörte 1774 auf, als eines Nachts ein Schütze in ihre Krone hineinschoß. Landarbeiter fanden am nächsten Morgen unter ihren Zweigen weibliche Bekleidungsgegenstände an der Erde liegen. Desgleichen waren Blutspuren zu sehen. Wer beschreibt aber das Entsetzen der Dorfbewohner, als sie erfuhren, daß eine unverheiratete Ortsanfässige einen Streifschuß erhalten hatte, über den sie nähere Angaben verweigerte. Man erkannte sie dadurch als „Hexe“ und sorgte dafür, daß sie aus dem Dorfe verschwand. — Erinnerung sei auch daran, daß schon bei den alten Germanen die auf den Eichen wachsenden Misteln in der Sage eine bedeutende Rolle spielten. Diese Schwarzer wurden mit goldenen Sichel abgesehritten und ins Wasser getaucht, wodurch dieses eine heilkräftige Wirkung annahm und gegen Zauberei schützte. — Die nordische Sage erzählt, daß die Mistel als heilige Pflanze vom Himmel herab auf die Eichbäume gefallen sei und die Vögel ihre Ausbreitung bewerkstelligen. Im Holsteinischen besteht noch heute die Sitte, Mistelstücke den Kindern als Amulett um den Hals zu hängen.

Auch der Ahorn gehört zu den sagenumrauschten Bäumen des Waldes. Nach dem Zeugnis Konrads von Meidenburg war er im Mittelalter sehr geachtet. Von einem verzauberten Ahornbaum auf der Ruine von Altenburg am Frumersberg erzählt uns eine Sage folgendes: Als einst ein Bauer ihn umhauen wollte, erschien eine Jungfrau und fragte ihn,

was er aus dem Holze des Baumes anfertigen wolle. „Tische und Stühle,“ war seine Antwort, „denn ich gedenke zu Martini meine Braut heimzuführen.“ Da entgegnete die Jungfrau: „Dieser Ahornbaum widersteht jeden Artthiebe, solange ihn meine Hand nicht berührt. Zimmerst du aber eine Wiege für deinen Erstgeborenen, so berühre ich den Baum.“ Freudig bejahte dies der Bauer, zimmerte eine Wiege, und als ein Knäblein zur Welt kam, brachte die Jungfrau diesem ein Reis, durch welches das Kind glücklich und sie selbst erlöst wurde.

In Oberkärnten, am Ufer des Millstättersees, geht folgende Sage vom Ahornbaum von Mund zu Mund: Ein Mädchen, das den Vater verloren hatte, verliebte sich in einen Soldaten. Die Mutter erfuhr von dem Verhältnis nichts. Als sie es endlich aber merkte, gestand das Mädchen alles ein. Ergrimmt sprach nun die Mutter einen schrecklichen Fluch über die Tochter aus: „Ich wolle, du wärest ein Ahornbaum und verdorrest wie das Grün an seinen Aesten.“ Kaum hatte sie ausgesprochen, da erstarrte das Mädchen, sein Leib wurde zäh wie Ahorn, die Brust knorrig, die Haut zur Rinde, die Hände zu Aesten und die Haare zu Laub. Entsetzt sank die Mutter ohnmächtig zu Boden. Nach einiger Zeit hörte man einen Geiger spielen, der unter diesem Ahornbaum saß. Er geigte so kräftig, daß ihm der Bogen zerbrach. Er nahm sein Messer heraus und schnitt sich einen Zweig vom Baume ab. Voller Schreck ließ er jedoch sein Messer fallen, als er sah, daß aus der Schnittwunde Blut herausfloß. Doch eine Stimme aus dem Baume sprach: „Mein Blut ist versöhnt, schneide dir einen Bogen und spiele mir damit ein Grablied. Dann gehe vor das Bleicherhaus, und siehst du meine Mutter dort, so spiele ihr ein Stücklein und sage, daß der Bogen von ihrem Kinde sei.“ Der Geiger gehorchte, ging vor das bezeichnete Haus und spielte ein Lied so wunderschön, wie er es noch nie fertig gebracht hatte. Als die Mutter das Spiel und die Worte ihrer Tochter hörte, wurde sie blaß und rief versöhnt und reuevoll aus: „Fürwahr, ein gefallenes Kind ist besser als gar keins!“ Kaum hatte sie ausgesprochen, da sank sie tot zur Erde. Aber auch der Ahornbaum verdorrte bald darauf.

Ein der Jungfrau Maria geweihter Baum ist die Linde. Auch von ihr erzählen wunderbare Sagen. Bei Basel steht die Wallfahrtskirche „Zur Linde“, an deren Stelle einst eine Linde ihre Zweige ausbreitete. An dieser Linde war in einer Blende ein Muttergottes-

biß angebracht, das bei Ausbruch des Krieges plötzlich dadurch verschwand, daß die Rinde des Baumes darüber wuchs. Als der Krieg beendet war, hörte eines Tages ein Hirtenmädchen einen schönen Gesang leise aus dem Baum hervorklingen. Sie lief zum Dorf, verbreitete diese Kunde und beim Nachforschen fand man das Bild wieder. Man baute eine Kapelle neben der Linde und stellte das Bild in ihr auf.

Bekannt ist auch die Sage von den drei Linden auf dem Friedhofe des Hospitals zum heiligen Geist in Berlin. Von drei Brüdern, die einander sehr liebten, wurde einer des Mordes angeklagt und, trotzdem er unschuldig war, zum Tode verurteilt. Nun stellten sich seine beiden Brüder vor Gericht und gaben an, sie hätten den Mord begangen. Gerührt von dieser brüderlichen Liebe und um die Brüder zu retten, sagte der Angeklagte: nur er sei der Schuldige. Unter diesen Umständen wagte das Gericht nicht, ein Urteil zu sprechen, und beschloß, die Angelegenheit durch ein Gottesurteil entscheiden zu lassen. Der Fürst des Landes ordnete an, daß jeder der drei Brüder eine Linde mit der Krone in die Erde zu pflanzen habe. Der, dessen Baum frische Wurzeln und Blätter treibe, sei unschuldig, der dagegen, bei dessen Baum dies nicht der Fall sei, wäre schuldig. Aber siehe da, alle drei Bäume wuchsen, grüntem und blühtem und bewiesen so die Unschuld der Brüder.

Wer seine Heimat liebt,  
wirbt für unser Blatt non Haus  
zu Haus. Es will aufzeigen, welche  
Schätze an Sprüchen, Volksliedern, alten Bräu-  
chen noch im Lande sind, die uns erhalten  
werden müssen. Jeder, der uns Winke und An-  
regungen zukommen lassen kann, die unsern  
Bestrebungen entgegenkommen, ist uns als Mit-  
arbeiter willkommen! Sudetendeutsche, arbei-  
tet mit! Wir erwarten von Euch, daß  
Ihr „Die Heimat“ auch durch  
Dauerbezug unterstützt.

//

Eine andere Sage von der Linde be-  
richtet, daß einst in der Stadt Rastenburg  
ein Angeklagter zum Tode verurteilt wurde.  
Am Tage der Hinrichtung erschien ihm die  
Jungfrau Maria. Sie tröstete ihn und gab

ihm ein Stück Lindenholz und ein Messer  
mit der Weisung, etwas zu schnitzen. Darauf  
schnitzte er ein Marienbild mit dem Jesus-  
knaben auf dem Arme. Als das Gericht das  
Bild sah und von der Erscheinung der Jung-  
frau hörte, erblickte es darin einen göttlichen  
Wink und gab dem Verurteilten die Freiheit  
wieder.

Ein Gespensterbaum ist die Erle, in  
deren Zweigen schon der Knabe in Goethes  
Gedicht „Erlkönig“ Elfen erblickte. Zu Pli-  
nius' Zeiten galt sie als Baum des Todes, von  
dem man behauptete, er dünste Gifte aus,  
das alle, die in seine Nähe kommen, töte.

In der nordischen Sage spielt die Esche  
eine große Rolle. Soll doch Wotan aus ihr  
den ersten Menschen erschaffen haben. Sie  
überschattete mit ihren Zweigen das Weltall  
und unter ihren Wurzeln lag die Wohnung der  
schicksallenkenden Parzen. Unter der Esche  
Ygdrasil versammelten sich die Götter zum  
Gericht.

Von der Espe mit ihren zitternden Blät-  
tern erzählt die Sage, daß sie es unterlassen  
habe, sich vor dem Messias zu verbeugen, als  
er an ihr vorüberschritt. Zur Strafe ist sie  
zu ewiger Unruhe und dem Zittern ihrer Blät-  
ter verurteilt.

Auch an Ulme, Pappel und Weide  
knüpfen sich Sagen. Als der Sarg des heiligen  
Zenobius an der Ulme vorbeigetragen wurde,  
fieng sie, die schon im verdorren war, erneut  
zu grünen an. Dasselbe soll bei einer Pappel  
geschehen sein, als die Leiche der heiligen Gu-  
dula an ihr vorübergeführt wurde. Und in der  
Weide hausen gern Gespenster und auch der  
Teufel, der nachts von ihren Zweigen herab  
den Landleuten den Tod verkündet. Der Saft  
ihrer Zweige soll ein Heilmittel für Sichte sein.

Die Zahl der sagenumrauschten Wald-  
bäume ist hiermit erschöpft, und wir möchten  
zum Schluß die Worte des Dichters und  
Geologen Kobell anführen, der von der Sa-  
genbildung in der Pflanzenwelt folgendes  
spricht: „Zu allen Zeiten hat die Pflanzenwelt  
in mannigfaltiger Weise die Phantasie und  
ihr Kind, die Poesie, beschäftigt und Einfluß  
auf ihre Schöpfungen gehabt. Das bewährt sich  
in der Bildung von Sagen und einer merk-  
würdigen Symbolik der Pflanzen, das stille,  
geheimnisvolle Leben dieser Gebilde, ihr flüch-  
tiges Dasein und wieder auch ihre von keinem  
andern organischen Wesen erreichte Dauer, der  
unendliche Wechsel in Formen und Farben,  
das Walten ihrer Kräfte zu Wohl und Weh  
des Menschen, und viele andere Beziehungen  
führen sie ins Reich der Poesie und Sage, der  
sie oft eigentümlichen Schmuck verleihen.“

Hanns Schmiedel:

### Aphorismen.

Man kann viele Menschen nicht glücklich machen, nicht, weil sie zu viel, sondern jeden Augenblick etwas anderes wollen.

\*

Ueberhebung des Menschen ist die größte Parodie auf die Erhabenheit der Natur.

\*

Die mütterliche Liebe des Papierkorbs begräbt alle totgeborenen Kindlein des Geistes.

\*

Gute Aphorismen sind wie Ohrseigen, sie haben Strenge und überzeugen.



### Schloß Goldenstein.

Zu unserer Bildbeilage.

In der Nacht vom 24. zum 25. März wurde der alte, ehrwürdige Bau ein Raub der Flammen. Damit ist unsere Heimat wieder um ein Denkmal aus alter Zeit ärmer geworden und bei allen Wanderern, auch bei den vielen Fremden, die das Spiegeltal Gebiet und Goldenstein besuchten, wird diese Nachricht mit lebhaftem Bedauern aufgenommen werden. Ueber die Geschichte des alten Schlosses gehen uns von besreundeter Seite folgende Daten zu: Bald nach der Erwerbung des Herzogtums Troppau kam Fürst Karl von Liechtenstein im Jahr 1622 in den Besitz der Herrschaft Goldenstein. Sie hatte früher dem Waldstein gehört, dann der Reihe nach den schlesisch-mährischen Adelsgeschlechtern der Zwolle, Zierotin und Würben (Wrbna). Der Vorbesitzer der Herrschaft Goldenstein war von 1615 bis 1622 Hans Peterwaldsky, der die Herrschaft wegen seiner Teilnahme am Aufstand gegen den Kaiser nach der Schlacht am Weißen Berge verlor. Das mächtige, große Schloß geht in seinen Anfängen bis in den Beginn des 15. Jahrhunderts zurück und erhebt sich oberhalb des Ortes auf einer durch einen Felsabschnitt getrennten Bergkuppe. Der ganze Komplex ist außerordentlich weitläufig und besteht aus drei Gruppen: dem unteren Schloß mit dem hohen Torbau, dem eigentlichen Schloß und der alten Ruine, von der noch die Umfassungsmauer und der Bergfried stehen. Charakteristisch für den Schloßbau sind die offenen schönen Galerien und Arkaden, die sich auch im Torbau wiederholen. Zu erwähnen ist noch der sogenannte Ehrenhof oder Turnierhof. Die Arkaden scheinen von einem

italienischen Meister erbaut worden zu sein, wie solche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts sehr viele von den Fürsten und reichen Adelligen nach Schlesien, Böhmen und Mähren berufen worden sind. Für den Bau durch italienische Meister sprechen auch, abgesehen von den schönen Verhältnissen, die Zierformen der Postamente und Säulen.



Bruno König = Jauernig:

### Privilegium der rittermäßigen Scholtisei Sörgsdorf vom Jahre 1464.

Im Eigentum des Gutsbesizers und Industriellen, Herrn Fritz Schenkenbach in Sörgsdorf, befindet sich über die ihm gehörige, ehemals rittermäßige Scholtisei eine sehr gut erhaltene, im Jahre 1464 ausgestellte Pergamenturkunde des Breslauer Fürstbischofs Sodor v. Rosenberg (1456—1467) mit anhängendem, in rotes Wachs eingedrücktem, fürstbischöflichem Siegel und nachstehendem Wortlaut:

Wir Sodocus von gotis gnaden Bischoff zu Breslaw Bekennen und thun kundt, das vor uns kommen ist petir Ruffer scholtis zu Sörgistorff vorbrengende ouch neben andern unßern getrawen lieben, den wolwissentlich ist, wie das er seyne handfeste und privilegia uff seyne gericht zu Sörgistorff sprachende verloren hette yn den krigen also das er und dy seynen nicht können beweisen Ir gerechtigkeit uff sulch seyne gericht. Hierumb angesehen seyne oleiffige bethe und armuht ouch dorzu vorterbis des selbign gerichtes haben wir em und seynen erben freynunge gegeben als wir denn yn und mit crafft dieses briefes geben uff sulch seyne gericht zu Sörgistorff, es sey an welden, pösschen, wiesen, wejewachs, wazern, äckern und andern zugehorungen zu dem gericht, wie sy seyne als andere scholtisse Ire gericht yn lande dorumb legende besign und ynnehalden, nachdeme als se es ouch vormals ynbesizunge gehubt hot, mit eyner freyen triesst uff hundert schosse als andere Scholtisse habn sulch gericht mit seyner gerechtigkeit alz obenberurt wir yn krafft dieses briefes uff eyn neuis besetign idoch uns und unfer kirchen zu Breslaw yn Irer hirschaft und ennem ybermanne an seyne gerechtigkeit unschedlich. gesehen und gegeben zue Craffe an der mitwuch nach vi-

sitation marie noch krist geburt vierzenhundert und dornach im vierundsechzigsten Jaren.

Doben seyn gewest dy würdign namhafftige und gestrengen Herrn conrad przigelwitz unser kirchen zu Breslaw Thumbher, Nickel Streit marschalk zu walttorff gefessen, hyntko meynhalt Ritter uffim kaldensterne gefessen und martinus Anders Kanzler und zu Op-poln archidrakon unser inyste und getrawen lieb den dieser Sachen glombwürdigem zegenen.



Ernst Hettfleisch:

## Kessel-, Schalen-, Muldensteine und Fenesnaplan.

Ihre Entstehung in Sage und Wirklichkeit.

Daß man unter Fenesnaplan eigentümliche Vertiefungen, Aushöhlungen, Auswaschungen und Auswitterungen im Oberflächengestein unseres heimischen Granitgebietes versteht und diese da und dort im Waldesdunkel, im Gebüsch auf Bergeshöhen und Hängen finden kann, ist bekannt.\*

\*

Doch auch die Granitgebiete des Iser-, Fichtel-, Riesengebirges und Böhmerwaldes weisen solche Felsgebilde auf, die auch in Mähren, Niederösterreich und Deutschland vorkommen.

\*

Im Gegensatz zur alten Opfersteintheorie wies die Naturwissenschaft auf eine natürliche Entstehungsweise dieser Gebilde hin. So Professor Hübler-Reichenberg 1882 für das Isergebirge, Professor A. Rzeihak 1906 für Mähren, Oberlehrer Mittmann, Professor Dr. L. Nowak (im Altvater) und Professor Dr. K. Jüttner (in der Tropenauer Museumszeitschrift) 1926 für Schlesiens Gebilde.

\*

Auch diese Erklärungen gingen zum Teil auseinander. Man hielt die Näpfe und Kessel für Auswaschungen, Strudellöcher, Strudeltöpfe, hervorgerufen durch mächtige von oben herabstürzende Wasserfälle und schrieb ihre Entstehung im Wasserstrudel der schleifenden, drehenden, wirbelnden, kreisenden Bewegung von mit in die Tiefe gerissenen Reibsteinen

\*) Außer den zahlreichen Fenesnaplagebildern, die wir heute kennen, ist im Laufe der Jahre schon manch eines der Arbeit des Steinmetzen zum Opfer gefallen, während wieder andre unter Moos, Humus und Fichten noch der Entdeckung harren. (Die Größe ist verschieden und wechselt in Höhe, Breite und Tiefe von Spannweite bis über 1 Meter.)

zu. Denn hielt man diese Vertiefungen im Felsgestein für Zeugen der Eiszeit, Gletschertöpfe, Gletschermühlen, im Strudel der Ströme des Gletscherschmelzwassers entstanden. Jetzt sieht man in all den Felsgebilden reine Verwitterungsprodukte, verursacht durch Wasser, Frost, Pflanzenwuchs und dergleichen.

So die Verallgemeinerung des Wissens und die Lehre von den Naturkräften, die sich kalt und ruhig über die bildlich phantastische Auffassung der Altvordern hinwegsetzte, sie haben unter den Resten altheidnischer Vorstellungen arg ausgeräumt. Ernst und still, heut wie einst, ziehen am nächtlichen Himmel die Sterne über die alten bemoosten Felsen im Waldesdunkel, deren Kessel man sich so gern vom Opferfeuer beleuchtet dachte, und scheinen dem über die Entstehung der „Nappla“ nachdenkenden Gelehrten gleich liebevoll wie der alten „Grufpla“, die den andächtig laufenden Urenkeln die Sagenwelt der Fenesleute erschließt.

\*

So verschiedenartig die einzelnen Benennungen dieser Muldensteine sind, so mannigfach erweisen sich auch die sagenhaften Entstehungs- und Verwendungsarten.

Beim Studium der einschlägigen Sagen finden wir z. B. auch die Bezeichnungen Elsen-, Teufels-, Hegenmühlen. Am Hatzberge bei Jauer kennt man einige große Felsen als Kaffeemühlen, auf denen die Fenskeweibel mahlen und Holz zum Kochen zusammentragen. Im Gebiet der Schwarzaquelle i. Böhmen gelten die Schalensteine für Malsteine der Hussiten- und Schwedenzeit und die Fensmännchen bei Ratscher im Kreis Leobschütz mahlen Steine zu feinem Mehl, dem Steinmehl, machen Steinbutter und backen Steinbrot, von dem sie leben. (Die wendischen Zwerge, die Lutken, zerschlugen das Getreide noch mit Steinen, ihr Brot war daher grob und grau wie von Sand.) Diese Formen der Sage leiten zurück zur Zeit der alten Hand- und Steinmühlen, erinnern aber auch an die reibende Kraft der im Wasserstrudel kreisenden Reibsteine, die mitunter Kessel und Mulden schufen. Das Steinmehl der Sage aber erinnert uns an den Granitgrus, der den Boden vieler Kessel und Nappla bedeckt.

Die Sage vom Quarkstein zu Rothwasser, auf dem die Fenesweibla weinend saßen, will vielleicht darauf hinweisen, daß steter Tropfenfall den Stein höhlt und der Name

Druckstein läßt die Möglichkeit offen, daß das zwerghafte Völkchen der Fenesleute auch bei uns einft wie in anderen Gauen als Quarzmännlein bekannt war. Hieß doch auch eine Felsvertiefung beim Herrleberg bei Langertlaur, aus der die kleinen Herrlein ihre Speisen zu sich nehmen, „Quargschüssel“. Die Zwergennamen Querge, Quergel, Querge, Quergel, Quarkfen, Querge, Zwarg, Quarkmann leitete das Volk davon ab, daß die Bergmannen nur drei Querge, Quarge, hoch waren.

Die Tatsache, daß solche Vertiefungen auch in Steinen auftreten, die direkt im Flußlaufe liegen, und der Umstand, daß viele Napf-, Mulden und Kessel im Walde auch während des heißen Sommers zum Teil mit Wasser angefüllt sind, mag zu jenen Sagen Anlaß gegeben haben, die von der Verwendung zum Baden und Kochen Kunde geben, wie auch das Wäschewaschen und Schweifen auf eine der möglichen Entstehungsweisen durch Auswaschen, Ausschweifen durch fließendes Wasser hinweist. (Solche Muldensteine sind in Schlesien im Flußgebiet des Hüppelbaches bei Weidenau und im Hagewasser bei Neu-Rothwasser, in Böhmen, in der Reize und in Böhmerwaldflüssen.) Ens erwähnt die Nizen- und Phönixweiblabäder Jungferndorfs und ein Kessel bei Moëlan wird „Bad der Diana“ genannt („bains de Diane“).

Jene Sagenformen, die vom Eindringen, Ausdrücken, Abdrücken und Ausfüllen erzählen, von einer Zeit, wo die Steine noch weich und heiß waren, sind wie eine unberührte geologische Erkenntnis jener Erdperiode aufzufassen, in der die feurig-flüssigen Durchbruchsgesteine die Erdrinde durchbrochen haben.

Die für die Isergebirgskesselsteine angewandte Erklärung, sie hätten zum Kochen des Fichtenharzes, zur Glaserzeugung und zur Weitergabe von Lichtzeichen als Feuerzeichenstätten gedient, muß man als unwahrscheinlich bezeichnen. Wenn man noch feststellt, daß die sagenhafte künstliche Ausböhlung dieser Näpfe am Rienberg durch die Fenesleute der Opfersteintheorie nahekommt, die in diesen Felsgebilden gern Werke von Menschenhand sehen möchte, so wären wohl alle Entstehungs- und Verwendungsmöglichkeiten erschöpft.

\*

Woher kommt nun die Bezeichnung Fenesnappla unserer heimischen Gebilde?

Einmal von der natürlichen napfartigen Gestalt, dann aber auch von den Fenesleuten

selbst, mit denen die Sage diese Felsen belebt. Denn in diesen Rillen, Rinnen, Grübchen, Napsden, Napplan, Napsen, Mulden, Schalen, Schüsseln, Becken, Wannen, Löffeln und Kesseln, die der Volksmund mit Hühneraugen (wie den Friedberger Wiege-, Wage-, Wackel-, Schaukelstein mit seinen Napsen), Brittschüsseln (Nieder-Gurschdorf), Suppenschüsseln (Jungferndorf), Ufatöppen (eiserne Ofentöpfe) und Waschtrögen vergleicht, haben die Fenesleute gekocht, gegessen, gebadet oder Wäsche gewaschen. Durch die Benützung der Nappe zu häuslichen Einrichtungen durch die Fenesleute kommen wir zu dem Schluß, daß diese rund um diese Gebilde ihre Wohnsitze hatten und finden die Bestätigung für diese Annahme darin, daß die heimische Sage von den Fenesleuten von jenen Plätzen und Orten berichtet, wo man die Nappla findet.

\*

Wie könnten wir uns nun das Nebeneinander der Bezeichnungen Venusnäpfe und Fenesnappla erklären?

Da die Sage dem Volke entstammt und unsere Gebirgs- und Waldbauern, die für die Ueberlieferungen in Frage kommen, die alte Mundart sprachen, könnte der Name Fenes-, Fenes- oder Fenisnapla der ursprüngliche sein. Daß es eine Zeit gab, wo man sich der Mundart sozusagen schämte und in Buch und Schrift streng bemüht war, nur die Schriftsprache zu gebrauchen, ist bekannt. Erklärlich fänden wir es auch, daß man damals für die alten Mundartaussprüche etwas Feineres suchen wollte und so könnten aus den Fenesnaplan, Fenesweiblan, -Mannlan und Fenesbergen die Venusnäpfe, Venusweibchen -männchen und Venusberge geworden sein.

\*

Fritsch schreibt scherzhaft von den Friedberger Venusnapplan: „Möglich, daß es der Göttin der Schönheit, sie mag ja zufällig auf einer verliebten Rundsahrt hierher gekommen sein, in Friedeberg so gut gefallen hat, daß sie gleich ihre Näpfe einstellte . . .“ Die Heranziehung einer Göttin der Schönheit und Liebe hätte auch etwas für sich.

Wie Tamnhäuser in Liebe bei der schönen Frau Venus im Berge verweilt, so finden sich auch bei den wilden Fräulein Menschen als Liebhaber ein und wie zu Frau Holle das Hollen- oder Huldrivolk der Zwerg hinzukam, ging diese Form der Sage von der Frau Hollengestalt der Venus auch auf die schönen Zwerginnen über, wie folgende zwei Sagen zeigen.

Die Frau eines Bauern in Börlinghausen wurde mißtrauisch, weil der Mann allabendlich eine Zeit fort war. Sie ging ihm einft nach, kam bis zum „Hull-Lock“, folgte ihm tief, tief in den Berg hinein bis zu einer Kammer, wo er mit der Schahölleken im Bette lag. Der Zwergin langes Haar hing aus dem Bett bis zur Erde herab. Da die Bäuerin es behutsam aufhob, sprach die Zwergin: „Das war dein Glück, sonst hätte ich dir den Hals umgedreht.“ (Ruhn, Westfälische Sagen.)

Ähnlich erzählt man von einem Amtmann oder Grafen auf der Schaumburg (im Sämtel), der sich in eine schöne Zwergin, die Mäumken auf der Partschenburg, verliebte, die in einer Höhle, dem Mäumkenloch, wohnte. Die Frau erfuhr von ihrem Diener das Ziel der geheimen Ritte des ungetreuen Ehemannes, ließ sich den Weg zeigen, und fand ihren Mann mit der Mäumken im Bette liegen. Der Zwergin langes Haar hing aus dem Bett heraus und reichte bis zur Erde herab. „Gott bewahre deine schönen Haare,“ sprach sie und hob dieselben auf, der Mann aber mußte geloben, nie mehr hinzureiten.

Die Fenese- und Venusweibchen werden gleich andern Zwerginnen im Gegensatz zu den häßlichen Männlein meist als liebe, schöne Weiblein geschildert. Die Zwerge stehlen nur schöne Kinder und Jungfrauen und wenn diese nach 50, 100 und mehr Jahren wieder auf die Erde zurückkehren, so sind sie jung und hübsch geblieben, denn im Reiche der Unterirdischen wird der Mensch schöner und klüger und kann nur bis zum 20. Lebensjahre altern.

\*

Zumeist heißt es in der Sage, daß diese Felsen von sagenhaften Wesen ausgetreten, ausgefressen wurden, daß diese ihren Abdruck im Stein hinterlassen haben. All die verschiedenen Sagen aber zeigen uns, daß uns're Vorfahren diese Steine schon kannten, und jeder Naturfreund findet es auch begreiflich, daß diese Felsblöcke mit ihren auffallenden Vertiefungen schon in frühester Zeit der Menschen Aufmerksamkeit und Neugierde weckten. Die rege Einbildungskraft der Alten belebte diese Steine mit allerlei sagenhaften Wesen, von deren Wirken und Walten man ihre Entstehung ableitete.

Durch das Studium aller an den Felsen Spuren, Felsenvertiefungen haftenden Sagen deutscher Gauen kann man auch ein kleines Bild des Verdeganges deutscher Sage über-

haupt bekommen, kann von der alten Natur- sage ausgehend in die Welt der jüngeren Hei- matsage eindringen, und die Reste alter Hei- denzeit in der christlichen Legende aufgehen sehen.

Große Unholde, Dämonen, Riesen, Hü- nen und wilde Leute, — bildliche Darstellun- gen unerfaßbarer gewaltiger Naturkräfte, — hinterlassen ihre Spur im Stein. Im Lauf der Zeit werden die Sagengestalten kleiner, das kleine Geisterheer der Elben und Zwerge bevölkert das Land, die Hollengestalten der wilden Weiber, saligen Fräulein, weißen Frau- en, Spillalutschen, Freya, Frau Holle, Venus, Fenese, Fenk sie haben oft ein ganzes Heer kleiner dienstbarer Geister, die ihren Namen von der Führerin ableiten im Gefolge und auf die Zusammenhänge dieser Unterirdischen mit dem Totenreich und die Verwandtschaft bez Venusleute mit Venus, sei im Nachfolgenden hingewiesen.

Schluß folgt.



Franz Mahlke:

### Am Saatfeld.

Eltern und Erzieher sollten in der Seele des Kindes mehr die Runen des Ewigen zu enträtseln sich bemühen, lesen lernen des Schöpfers Vermächtnis als eigene Schreib- versuche anzustellen in der falschen Vorausset- zung, die Psyche des Kindes sei nichts als eine tabula rasa.

\*

Griesgrämige Erzieher — — ein Wi- dersinn! — Kinder um sich haben dürfen, heißt das nicht, Gärtner im Blumengarten Gottes sein!

\*

In der sittlichen Freiheit der Persönlich- keit gipfeln letztlich alle Erziehungsideale. Man sollte weniger unterrichten, wenn man darunter lediglich Training des Geistes ver- steht, als vielmehr aufrichten, was soviel hei- ßen soll wie Befreiung der Seele von nieder- haltenden Leidenschaften.

\*

Wei Kinder in Bildern sehen, denken, spielen, ihre Eigenwelt bauen aus Bildern, ist dies die Hauptaufgabe, das A und O aller Erziehungskunst: monumentales Vorbild zu sein!

